

Gefangener 13663

Erinnerungen aus dem Konzentrationslager

La Paz, Bolivien, 20.04.1947, La Razon

Guert Conitzer

Zuerst Potsdam

Winternacht 1938. Vom Turm der Militärkirche hallte es immer wieder: „Praktiziere stets das Gute.“ Jede Viertelstunde ergänzte der Glockenschlag die Strophe: „Bis ins kalte Grab, weiche keinen Schritt ab“, und zur vollen Stunde erklang: „Auf den Wegen Gottes.“

Ich hörte dies aus dem Gestapo-Gefängnis, zusammen mit vielen anderen Gefangenen. Ein riesiger Raum, Matratzen auf dem Boden. Die Nacht war dunkel, und wir wechselten uns beim Wachdienst ab, um den Schlaf der anderen zu überwachen. Die Alten schnarchten, redeten im Schlaf – man musste sie wecken, damit sie niemanden störten. Das elektrische Licht war schwach, und der kleine Ofen stieß nur wenig Rauch aus. Wir legten Holz nach, doch die Kälte war trotzdem beißend.

Draußen klang die Melodie eines naiven Volksliedes: „Praktiziere stets das Gute. . .“ – an wen war sie gerichtet? An die wachsamten Bürger, an die politischen Gefangenen und Opfer der rassistischen Verfolgung, an die Mächtigen? Aus der ganzen Provinz Brandenburg hatten sie uns hierher gebracht, nur um uns von hier aus in Konzentrationslager zu verschicken.

Ein Jude hatte Herrn von Rath in Paris ermordet, um seine Angehörigen – die seiner Rasse – an diesem deutschen Aristokraten zu rächen.

Ins „K“ (Konzentrationslager)

Große Omnibusse, die früher für touristische Reisen durch das Land gedient hatten, warteten auf uns für den Transport. Die Türen hermetisch verschlossen. Wir fuhren an der Potsdamer Garnisonkirche vorbei, in der Marschall Hindenburg fünf Jahre zuvor dem Gefreiten Hitler den Oberbefehl übergeben hatte und wo Friedrich der Große ruhte. Mir schien damals, er müsse sich im Grabe schämen, wenn er sah, wie Unschuldige aus ihren Häusern gerissen und hinter Hochspannungsstacheldraht gebracht wur-

den. 40.000 als Rache für den Tod eines einzigen Mannes. Aber war es nicht derselbe Philosophenkönig, der gern mit Voltaire in seinem Schloss Sanssouci verkehrte, der auf ähnliche Weise Hunderte Unglückliche aus ihren Häusern holen ließ, nur weil sie über 1,80 Meter groß waren, um mit ihnen sein Garderegiment zu bilden? Es waren seine Untertanen: er konnte mit ihnen tun, was er wollte. Doch seitdem waren eineinhalb Jahrhunderte vergangen, wir lebten im „Zeitalter des Fortschritts“... Auf bekannten Straßen, durch Städte, in denen man einst fröhlich und unbeschwert gegangen war, nun auf dem Weg ins KZ ...

Man kann überleben

Unterwegs erinnerte ich mich an die Worte eines Mannes, der Monate zuvor aus demselben Konzentrationslager entlassen worden war, in das ich nun kam. Er hatte mir gesagt: Es ist entsetzlich. Aber wenn man Glück hat und sich nicht unterkriegen lässt, kann man überleben. Nun, ich war entschlossen, mich nicht zu ergeben. Wir stiegen etwa hundert Meter vor jenem höllischen Lager ab, umgeben von Mauern und Draht. Ein riesiges Tor mit der harmlosen Aufschrift „Schutzhaftlager“ und einigen Zeilen, dass das Vaterland sich um seine entgleisten Kinder kümmere. (Zum Beispiel: entgleist nach Rasse). Wir marschierten, flankiert von schwarzen Wachen, im Gleichschritt, vier Mann nebeneinander. Mit Mänteln bekleidet, die Hüte in der Hand, standen wir aufgereiht dem Stacheldraht gegenüber. Ein erster Seitenblick auf das KZ: weite sandige Fläche, dem Wald entrissen, im Hintergrund sternförmig angelegte Baracken. Wachtürme mit drehbaren Maschinengewehren.

Wir warteten, dass man uns aufrief. Stunden vergingen: einige Häftlinge kehrten von der Arbeit außerhalb des Lagers zurück, zogen Karren und Wagen wie Lasttiere: sie trugen alte, ungleiche Militäruniformen wie Narren, Abzeichen auf Brust und Ärmeln. (Ich erfuhr später, dass diese für Juden, Priester, „Perverse“ und Kommunisten standen, auch für in Ungnade gefallene Nazis: letz-

tere waren allgemein beliebt). Abgemagerte Gesichter, apathische Blicke: viele mit verbundenen Gliedmaßen. Hunderte. Tausende. Eine unglaubliche Vision, jenseits jeder Vorstellungskraft. Man meinte, einen Film aus dem zaristischen Russland, aus Sibirien zu sehen. Es fehlte nur das „Lasciate ogni speranza“¹ über dem Tor, das wir soeben durchschritten hatten. Legionen von Menschen – wenn man diese Schatten noch so nennen konnte –, Roboter, stumme Zahlen, die rannten: jede Arbeit musste im Laufschrift getan werden. „Antreten!“: Nummern, keine Namen. An diesem Tag fehlte glücklicherweise niemand – ein Glück für die übrigen. Es dämmerte. Der Platz leerte sich. Spärliches Licht in den Baracken.

Von allen Türmen: nächtliche Dauerbeleuchtung. Sie verstärkte den Eindruck des Grauens an diesem Ort außerhalb der Welt.

Endlich ruft man uns auf

Hatten sie uns vergessen? – dachte ich naiv. Ich kannte die Praxis noch nicht, Gefangene stunden- oder nächtelang unbeweglich an die Mauern gestellt zu lassen, im Schnee oder Regen, ohne sich rühren zu dürfen. Wir schwankten, wir hatten Hunger. Leise tauschten wir Worte aus. Endlich wurde eine Baracke aufgerufen. Einer nach dem anderen, im Laufschrift hinein, hinaus, der Nächste. Name. Vorname. Adresse. Beruf. Wen benachrichtigen im Todesfall. Ich gab den Namen meiner Mutter an ... an den Vater dachte ich blitzschnell: vielleicht hatten sie auch ihn geholt. Vielleicht würde ich ihn eines Tages unter den 14.000 dieser Stadt der Menschensklaven, dieser Untermenschen, die wir nun waren, wiederfinden.

Haare kahl geschoren. Ausziehen. Geld und Kleidung mit Schnüren zusammengebunden, abgegeben. Nackt. Weitere Fragen. „Lehn dich nicht an den Tisch.“ „Brille ab!“ – und ein gewaltiger Faustschlag eines Wachmanns auf meine Wange. Tränen wollten kommen, vor Schmerz, vor Wut, vor Ohnmacht. Aber losschlagen?

¹Deutsch: „Lasst alle Hoffnung fahren“

Unmöglich. Klugheit war nötig – das wäre der sichere Tod gewesen: ich habe noch eine Aufgabe zu erfüllen ...

Weiter in einen anderen Bereich: eiskaltes Wasser aus dem Schlauch. Welch ein Glück, welch ein Genuss! Denn der Kopf brannte. Dutzende nackte Männer. Witze, Lachen, schließlich Galgenhumor, Hundehumor... alte Militärkleidung aller Art, viel zu weit. Wir sahen lächerlich aus! Was machte das schon?

Dann in unsere Baracke. Dort schliefen schon andere auf dem Stroh. Wer waren sie? Tschechen, hergebracht aus dem soeben besetzten Prag, aus dem Himmel des Überflusses und der Freiheit in diese Hölle, wo man das Sterben lernt. Ihre Familien wussten nichts von ihnen. Sie standen noch schlechter da als ich: sie klagten, sie fürchteten sich. Ich aber dachte nicht daran, mich zu ergeben ...

Erster Tag

Kalte Morgendämmerung. Antreten, das Kinn zitternd vor Frost. Der Kopf benommen. Aber der Geist klar. Wachsam bleiben: das Leben hängt davon ab. Meine Nummer: 13663. Ich addiere die Ziffern: 19. Sagt mir nichts. Ich blicke auf die anderen „Kahlköpfe“²: ich lache. Wie anders sehen wir alle aus! Sie blicken zu mir und lachen auch. Und der Schal? Und die Gamaschen? Das war einmal. Mal sehen, wie das hier laufen wird.

Seltsames Gefühl: ich fühle mich frei, nie zuvor so frei. Zum ersten Mal seit vielen Jahren habe ich keinerlei Verantwortung mehr. Ich bin unschuldig. Das ist ein großes Gefühl. Sie mögen mit mir machen, was sie wollen – mein Gewissen ist rein. Arme Eltern, arme Freunde! Was werden sie tun? Gewiss leiden sie mehr als ich.

Plötzlich erinnere ich mich an das, was uns Dr. Wolff in einem Kriminologiekurs an der Universität Freiburg erzählt hatte: Er ließ sich zuerst acht, dann fünfzehn Tage lang freiwillig in eine Zelle sperren, um zu sehen, wie man reagierte – um beurteilen

²ursprünglich ein Begriff aus dem Aymara : "murus"

zu können, wie ein Verurteilter lebt, was ein Gefangener empfindet, wie lange Isolierung für einen Kriminellen verdient sei. Das Experiment wurde unerträglich: er wollte sich das Leben nehmen – nur Wände, Einsamkeit. Schließlich hielt er es nicht mehr aus. Als der Wärter wiederkam, ließ er sich zum Pfarrer bringen. Dort offenbarte er, wer er wirklich sei. „Nur ein Versuch.“ – „Verstanden. Gehen Sie nach Hause.“ Ich vergleiche den Kraftakt des guten Dr. Wolff mit meiner eigenen Lage. Es passt nicht . . .

Ältere Kameraden als ich sagen: Das hier ist schlimmer als Krieg. Damals versuchte man wenigstens, uns zu versorgen. Außerdem waren wir Helden, Verteidiger einer Sache, die wir für gerecht hielten. Wir waren Männer – hier sind wir nicht einmal Tiere: man will uns so schnell wie möglich umbringen, durch Kälte, Hunger, Schläge, indem man uns mit auf den Rücken gefesselten Händen aufhängt, bis wir ohnmächtig werden. Hier die furchtbaren Spuren an den Handgelenken. So dankt uns das Vaterland! Aber sobald italienische, japanische oder Rote-Kreuz-Missionen kommen, um sich von unserem „guten Leben“ zu überzeugen, verschwinden die Folterinstrumente wie durch Zauberhand. Wehe dem, der verrät, dass es spezielle Verstecke für die Schmach des deutschen Namens gibt!

Blitzartig ziehen Sätze durch den Kopf. Sagte Franz Kafka nicht etwas wie: „In unserer Existenz, an sich schon blind . . . auf einem blinden Planeten unter Millionen Sternen, gibt es schon genug Leid. Wenigstens lasst uns die Reise gemeinsam machen und einander den Weg so erträglich wie möglich gestalten.“

Staatsräson

Wir fragten uns: Und was sagt die Welt? Was tut sie? Sie amüsiert sich weiter und schaut zu, als wäre nichts geschehen. Wie erträgt es dieses Volk? Es erträgt es, mein Herr: es ist seit Jahrhunderten gewohnt, zu gehorchen. Wo es eine Uniform sieht, macht es einen Knicks; hört es Marschmusik, schlägt das Herz schneller. Dulce et decorum est pro patria mori. – „Süß und ehrenvoll ist es, fürs

Vaterland zu sterben.“ Die Obrigkeit hat immer recht. So denkt auch die Frau des Sozialisten, der mir erzählt: „Meine Frau schrieb mir nach der vorgeschriebenen Reihenfolge. Sehr liebevoll. Aber je mehr Zeit verging, desto weniger, desto kälter wurden die Briefe. Schließlich schrieb sie mir: Es muss ein sehr schweres Verbrechen sein, wenn sie dich so lange in Sachsenhausen festhalten. Sie werden schon wissen, was sie tun. Ich kann nicht länger auf dich warten. Leb wohl.“ Der Häftling, der das berichtet, lebt nur noch mit einem Ziel: eines Tages herauszukommen – wenn das Vierte Reich kommt – und dann seine Frau, einst geliebt, heute gehasst mit ohnmächtigem Groll, zu töten, zu ermorden, auch wenn es ihn das Leben kostet . . .

Jeder tröstet sich, wie er kann

War das nicht so im Fall des Dr. Hall, den Wassermann in seinem Buch „Der Fall Maurizius“ schildert? Der Protagonist, zu lebenslanger Haft verurteilt aufgrund bloßer Indizien, autosuggeriert sich selbst: er beobachtet, beschreibt und notiert die Eindrücke eines Gefangenen. Er nimmt seine Lage gewissermaßen wie ein unparteiischer Beobachter wahr. Dieses Beispiel nehme ich mir. Eines Tages werde ich erzählen, was ich gesehen habe: ich muss meine Zeit nutzen. (Damals konnte ich noch nicht ahnen, dass dieses „eines Tages“ einmal als „Adoptivsohn Bolívars“ geschehen würde, dass ich dies meinen neuen Mitbürgern in der geliebten spanischen Sprache berichten würde, die ich schon seit Jahren lernte!)³.

Arbeit im K.Z.

Man nennt es „Sport“, was die Gefangenen zu tun gezwungen werden. In Wahrheit ist es Folter. In die Hocke gehen, Schritt für Schritt in zehn Etappen immer tiefer. Unmöglich. Schläge. Dort –

³Text erschien in der bolivianischen Zeitung „La Razon“, La Paz

ein alter Mann, er muss 70 Jahre alt sein. Sie lassen ihn im Schnee rollen. Er kann nicht mehr. Er ist nahe der Ohnmacht. Mit Fußtritten treiben sie ihn an, damit er „Sport“ mache. „L’empereur ne connaît autre maladie que la mort“⁴, sagte Napoleon. Ach ja, hier stirbt man jeden Tag. Man hilft beim Sterben – vor allem die Ärzte. Ein erfrorener Finger? Die Hand wird abgeschnitten. Eine infizierte Hand? Der Arm wird amputiert. Fieber unter 38,5 Grad? – Strafe im Stehen, weil man die Ärzte belästigt. Simulant? An den Zaun! Du kannst zwischen zwei Toden wählen: deiner Krankheit oder dem Selbstmord am stromgeladenen Draht. Einer weniger – umso besser. Wir werden deiner Familie melden, sie könne die Urne abholen. Tag und Nacht arbeitet das Krematorium. Die Organisation ist perfekt. Wir sind in Deutschland, dem Land der Ordnung.

„An die Arbeit!“ Sand im Kreis aufhäufen. Holz von einer Seite zur anderen tragen. Für 14.000 Männer gibt es keine nützliche Arbeit. Doch – Kohle abladen, transportieren und in die Öfen werfen, um das ultramoderne Schwimmbad der Schwarzen Wachen zu heizen. Es wird auch genäht, gekocht, es gibt Werkstätten. Dort ist es nicht so kalt: aber man arbeitet 14 Stunden, es gibt keinen Sonntag im KZ. Diese jüdische „Erfindung“ ist gestrichen. Auch egal, welchen Tag wir haben.

Eine riesige „Fliesenfabrik“ ist im Bau. Getarnt im Wald. Dort wird Munition herauskommen, das weiß jeder. Es ist wie ein Ameisenhaufen. Sklavenarbeit, spottbillig. Jemand singt: *La donna è mobile*. Was ist los? – Ein Wächter zwingt einen Opernsänger, aufzutreten: heiser ist er, der arme Mann. Das macht nichts. So wird er seine Arien nicht vergessen. Der Wächter lacht: – „Wir haben hier sogar Oper!“ – Es sind eher Tränen als Lieder.

Doch es gibt auch gute Tage. Bäume fällen, Wurzeln mit Äxten herausreißen, zum Kanal schleppen. Allein durch den Wald gehen, summend, ohne die lauernden Blicke der Wachen zu spüren.

Verdammt Wald, verdammt Männer. Würde man mich so fotografieren – halb in Gefangenenumkleidung, halb in Uniform, mit

⁴deutsch: „Der Kaiser kennt keine andere Krankheit als den Tod.“

Pyjamahosen, mit wildem Bart, einen Baumstamm auf der Schulter tragend – das wäre eine Erinnerung. Ich lache.

Das Menü

Das Essen ist nicht schlecht, aber viel zu wenig. Und man muss rasend schnell essen: nur wenige Minuten für alles. Antreten – aber vorher noch den Teller spülen. Ich wasche meinen und gleich drei weitere, um die Reste zu bekommen von denen, die ihre Ration nicht geschafft haben.

Alle haben Hunger. Brot. Brot, gib mir ein Stück Brot! – das ist wie ein Refrain. Es gibt einen Schuppen, in dem man Dinge kaufen kann, die es in den umliegenden Ortschaften gar nicht gibt – Butter zum Beispiel. Alles kostet dort ein Vielfaches. Das ist das Geschäft der Schwarzen Wachen. Und diejenigen, die kein Geld von ihren Angehörigen bekommen? – Sie kauen weiter auf ihrem Hunger.

Ein Freund

Ein bekanntes Gesicht. Wo habe ich es zuletzt gesehen? In Bonn: wir haben zusammen studiert. Jetzt hat er Frau und Tochter in Hamburg zurückgelassen. Er kam mit den ersten Transporten. Er hat mit dem Leben davonkommen können. Die, die nicht schnell genug aus dem Zug stiegen, starben durch Bajonette; wer zu langsam das Lager erreichte, wurde erschossen. Die anderen ließ man sechsenddreißig Stunden lang aufrecht vor dem Stacheldraht stehen. Viele brachen zusammen. So erzählt es der Freund.

Wir halfen dem Zufall nach, um am nächsten Tag zusammen arbeiten zu können. Wir harkten, gossen und bearbeiteten die Erde zwischen den Häuschen der Wachen. Es war ein schöner Tag mit Sonne. Er gab mir Anweisungen, wie ich an seine Frau schreiben sollte, falls ich früher herauskäme als er; ich das Gleiche für meine Eltern. Ein mündliches Testament. Alles so unwirklich! Eine Frau kommt aus einem der Häuser. Seit Wochen haben

wir keine Frau mehr gesehen. Weiter hinten hatten die Wachen einen kleinen Zoo bauen lassen. Es gibt dort alles. Sie hatten Tiere aus großen Parks und Zirkussen geschenkt bekommen. Die Nazis pflegten ihre Pflanzen und Tiere – aber den Feind folterten und töteten sie. Nietzsche gemischt mit Spengler, George mit Rosenberg – alles rechtfertigte es. Wir redeten viel.

Nostalgie

Die Welt geht ihren gewohnten Gang. In der Ferne hört man Tag und Nacht die Pfeifen der Lokomotiven. Und man denkt: dort reisen Menschen, lesen Zeitungen, essen in Speisewagen, flirten. Man selbst hat das so oft getan. Jetzt ist es so fern wie eine andere Welt. Denn ja – es ist eine andere Welt: die Welt derer, die keine Freiheit haben. Freiheit – dich kennt nur, wer das bittere Brot der Knechtschaft gegessen hat!

Jemand rezitiert ein Gedicht von Goethe. Es klingt wie ein Traum. Wie klingen doch die olympischen Verse des gelassenen Goethe in Hitlers Deutschland! Zwanzig Grad unter null. Schnee fällt, weich, unschuldig. Ich besorge Jod für meine geschwollenen Hände. Zum Glück durfte ich meine eigenen Schuhe behalten, aber schon dringt die Nässe durch die abgetragenen Sohlen, eiskalter Wind. Weihnachten naht. Mitten unter Gequälten und Erschöpften – fünfunddreißig sterben täglich – zwingt man uns hämisch, eine riesige Tanne aufzustellen und mit elektrischen Lämpchen zu schmücken. Es ist die Weihnacht der Tränen. Die Erinnerung an die Mutter und die verlorene Kindheit vertieft die Wunden der Verdammten.

Wie durch ein Wunder erlauben sie, dass jemand in unserer Baracke Geige spielt. Wo er die wohl her hat? Er ist ein Meister. Er spielt Bach, Beethoven, Mozart ... Es ist wie damals mit Goethe. Alle weinen. Was wird aus uns? Doch diese Musik wird für immer bleiben.

Weg in die Freiheit

Eines Tages öffnen sich die Tore des Konzentrationslagers. Ein wahres Genie muss das gewesen sein, das das für mich geschafft hat! Ein Visum, wie ich später erfuhr. Das Verlassen des Landes ist der Preis der Freiheit.

Den wenigen Glücklichen, die entkommen, wird gedroht: Sagt nichts. Der Arm der Gestapo wird euch erreichen, wo immer ihr auf der Welt seid. Und tatsächlich – beinahe . . . wenn Deutschland den Krieg gewonnen hätte, wären wir verloren gewesen. Wir glauben also, dass nicht nur ihre fehlgeleiteten, militärischen Berechnungen Deutschland zerstört haben, sondern auch das Böse, das ihre Eingeweide zerfraß. Damals waren es noch die idyllischen Zeiten des Nationalsozialismus, als einige von uns überlebten. Später wurden Millionen im Krieg und in der Heimat ermordet. Das Böse rächt sich überall auf der Welt. Wer mit Eisen tötet, stirbt durch Eisen – gestern, heute und morgen. Arme Völker in dieser Zeit vor der wahren Zivilisation!

Es gibt keine Strafe für die, die die Menschheit in Abgründe der Verzweiflung stürzen, in Niagara-Fälle aus Blut, in Titicaca-Seen aus Tränen – nur ein Moment des Leidens, höchstens Sekunden bis das Gift wirkt. Es ist keine Strafe. Wir warten auf das göttliche Gericht! Und in der Zwischenzeit: lasst uns unseren Nächsten helfen, die schwere Last des qualvollen Lebens unserer Zeit zu ertragen!